

**Zeitschrift:** Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik  
**Herausgeber:** Verein für wirtschaftshistorische Studien  
**Band:** 49 (1990)

**Artikel:** Ernst Göhner (1900-1971) : Bauen in Norm  
**Autor:** Widmer, Sigmund  
**Kapitel:** Innovation im Baugewerbe  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1091166>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 25.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Innovation im Baugewerbe

## Reformen

Betrachtet man Ernst Göhners Lebenswerk genauer und fragt man nach den wichtigsten Impulsen, die er dem Schweizer Baugewerbe zu verleihen verstand, dann gelangt man zwangsläufig zum Begriff der Rationalisierung, zur Vereinfachung, zur besseren Organisation beim ganzen Bauvorgang. Diese Grundidee hat Ernst Göhner von Anfang an zu immer neuen Leistungen angespornt. Wenn man Duttweiler einst charakterisierte, indem man ihm «handelsmessianische Besessenheit» bescheinigte, so wäre schon allein von den verschiedenen Temperamenten her ein solches Etikett für Göhner undenkbar. Doch waren seine Hartnäckigkeit, seine Begabung und sein unbändiger Wille, komplexe Vorgänge zu vereinfachen, nicht weniger offensichtlich. Um zwei Bilder aus der Mathematik zu verwenden: Göhner besass ein unstillbares Bedürfnis, aber auch eine stupende Begabung, einen scheinbar höchst komplizierten Bruch bis zur verblüffenden Einfachheit zu kürzen oder eine scheinbar unauflösbare Gleichung fortlaufend zu vereinfachen, bis sie sich ganz manierlich gab.

Auf den Alltag im Baugewerbe übertragen, führte dies vor allem zu zwei Reformen im Schweizer Baugewerbe, von denen sich eine bis heute halten konnte, nämlich die Praxis, komplexe Bauvorhaben von sogenannten Generalunternehmern ausführen zu lassen. Die andere, viel spektakulärere Innovation, die Göh-

ner nicht selten als eine grüblerische Natur erscheinen liess, galt der Vorfabrikation, das heisst der Idee, die vielfältigen Arbeitsabläufe auf jedem Bauplatz radikal zu vereinfachen. Zunächst sei Göhners Weg zum Generalunternehmer näher betrachtet.

## Der Generalunternehmer

Bei seiner perfekten Kenntnis der Baubranche konnte Göhner nicht entgehen, in welchem Masse private und öffentliche Bauherren ihre Bauvorhaben überzahlten. Ungenügende Bauerfahrung, Mangel an Zeit, Zerwürfnisse mit Nachbarn, Baubehörden und Architekten kamen manchen Bauherrn teuer zu stehen. Demgegenüber bot Göhner die Möglichkeit an, Bauten jeder Art und Grösse schlüsselfertig zu einem im voraus festgelegten Preis zu erstellen. Damit konnte dem Bauherrn das immer kompliziertere Verhandeln mit den Behörden und Nachbarn, vor allem aber die vielfältige und zeitraubende Vergebung der Arbeiten abgenommen werden.

Widerstand erwuchs dieser im Ausland schon lange verbreiteten, in der Schweiz aber kaum bekannten Organisationsform zunächst von seiten der Architekten. Bisher hatte der Architekt als Treuhänder des Bauherrn gegolten. In vielen Fällen mochte dies auch vorbildlich funktioniert haben. Doch war zu bedenken, dass in der Schweiz der Architekt gemäss SIA und BSA grundsätzlich vom Bauherrn in Prozenten der gesamten Bausumme honoriert

wird. Bei einer solchen Regelung hat der Architekt wenig Interesse daran, den Bau so kostengünstig wie möglich zu errichten.

Andererseits war ein Mann wie Göhner in der Lage, seine ganze Erfahrung, nicht zuletzt auch jene im Umgang mit den Baubehörden, zugunsten des Bauherrn einzusetzen. Ihm selbst entsprach die Idee des Generalunternehmertums im höchsten Grad. Man muss sich daran erinnern, wie er darunter gelitten hatte, bei den Bauherren um Arbeit, um Aufträge betteln zu müssen. Als Generalunternehmer sicherte er sich nun die Rolle des Bauherrn, ohne dessen Risiko übernehmen zu müssen. Es leuchtet ein, dass jeder Generalunternehmer, der mehrere Aufträge gleichzeitig auszuführen hat, in gewaltigem Ausmass Arbeiten vergeben kann. Dieser Umstand bot die verschiedensten Möglichkeiten zu Gegengeschäften und entsprach genau Göhners Fähigkeit zum vernetzten Denken. Später bürgerte sich für solche Kombinationsgeschäfte das Wort «Synergieeffekt» ein. Natürlich war die Rolle des Generalunternehmers auch nicht risikofrei; denn wie erwähnt wurde die Bausumme zum voraus aufgrund eines Kostenvoranschlages festgelegt. Kam der Bau als Folge überraschender Faktoren teurer zu stehen, so hatte der Generalunternehmer die Mehrkosten selber zu berappen. Doch konnte man davon ausgehen, dass Göhner und seine Mitarbeiter aufgrund ihrer Erfahrungen in der Lage waren, die Kosten genau zu ermitteln, und zudem war Göhner mit seinen vielfachen Beziehungen fähig, günstiger als seine Konkurrenten zu offerieren. Ausserdem wusste man aus Erfahrung, dass er für eingegangene Verpflichtungen geradestand.

Naturgemäss begann sich diese neue, für den Bauherrn vorteilhaftere Bauform einzubürgern, und es musste mit der Zeit die Frage aufgeworfen werden, ob nicht auch die Gemeinden und Kantone von dieser Möglichkeit Gebrauch machen sollten. Die Frage wurde im Laufe der fünfziger Jahre aus folgenden Gründen dringlich: Nicht zuletzt als Folge der seinerzeitigen Wirtschaftskrise war es fast in allen schweizerischen Städten und Kantonen zu sogenannten Submissionsverordnungen gekommen. Sie bildeten einen Bestandteil des Denkens, wie es im grossen Friedensabkommen vom Juli 1937 deutlichen Ausdruck gefunden hatte. Arbeitgeber und Arbeitnehmer setzten sich damals zusammen, um anstelle von Kampf und Auseinandersetzung die gemeinsamen Interessen gemeinsam zu verteidigen. Im Baugewerbe war das gemeinsame Interesse klar: Man wollte, dass der Staat als Bauherr gute Preise für Bauarbeiten jeglicher Art zahlte, damit der Bauunternehmer seinen Arbeitern hohe Löhne auszahlen konnte und doch selber etwas am Auftrag verdiente.

Das klingt durchaus einleuchtend. Wie viele gute Ideen entartete aber auch dieses System mit den Jahren. Die Bauunternehmer, sowohl im Bauhaupt- wie im Baunebengewerbe, setzten sich immer häufiger zusammen und gaben eine einzige gemeinsame Verbandsofferte ein. Wenn sich Aussenseiter mit billigeren Angeboten an der Offertstellung beteiligten, so versuchte man, die nicht dem Verband Angehörigen durch Intervention bei der staatlichen Bauherrschaft zu bekämpfen. Gelegentlich ergab sich eine Zwischenstufe. Die im Verband zusammengeschlossenen Unternehmer oder Handwerker einigten sich über

das folgende Vorgehen: Sie erarbeiteten eine Offerte, erlaubten aber solchen Firmen, die im Verband über besonderes Ansehen verfügten oder geltend machen konnten, dass sie zu Unrecht schon lange keine Aufträge mehr erhalten hatten, eine geringfügig niedrigere Offerte einzureichen. Der öffentliche Auftraggeber war dann praktisch gezwungen, von dieser im Vergleich zur Verbandsofferte «günstigeren» Offerte Gebrauch zu machen, obwohl auch dieses Angebot immer noch übersetzt war. Kernstück der meisten Submissionsverordnungen war das Verbot sogenannter Abgebote. Während der Private selbstverständlich davon Gebrauch macht, die einzelnen Offertsteller gegeneinander auszuspielen, erwartet man vom öffentlichen Bauherrn, dass er an den eingereichten Offerten keine nachträglichen Reduktionen mehr zulässt.

*Wohnkolonie Leimgrübel in Zürich-Seebach*

Namentlich in Zeiten der Hochkonjunktur, wo es an Aussenseitern fehlte, gelang es auf diese Weise, der öffentlichen Hand als Bauherrin die Preise von seiten der Unternehmer weitgehend zu diktieren. In den Jahren der Hochkonjunktur nach dem Zweiten Weltkrieg durfte man davon ausgehen, dass der Staat – bei vergleichbarer Qualität – mindestens 10 Prozent teurer baute als der im Bauwesen versierte Private. Es war jedoch ausserordentlich schwierig, gegen diesen Missstand etwas zu unternehmen, da sich in den für die Submissionsverordnungen zuständigen Parlamenten in der Regel eine Mehrheit bildete, bestehend aus den Gewerkschaften und den Gewerbevertretern, die jede Reform verhinderte.

In der deutschen Schweiz wurde Ernst Göhner zum ersten Baufachmann, der auf breiter Basis als Generalunternehmer Erfolg hatte.



Auf Drängen des damaligen Bauvorstandes der Stadt Zürich liess er sich dazu bewegen, eine Offerte für die von der Stadt geplante Überbauung auf dem sogenannten Lochergut an der Zürcher Badenerstrasse auszuarbeiten. Es war dies das einzige Mal, dass sich Ernst Göhner dazu verleiten liess, die Parteipolitik des Landesrings der Unabhängigen direkt zu unterstützen. Das architektonisch ansprechende und zweifellos äusserst kostengünstige Projekt wurde vom Landesring bei den Wahlen vom Jahr 1958 als «Wahlschlag» verwendet. Konsequenterweise wurde die Ausführung des Projekts nach den Wahlen durch die anderen Parteien verhindert. Immerhin hatte diese Propagierung der Idee der Pauschalvergebung eines grossen Wohnbauvorhabens zur Folge, dass die Göhner AG wenig später den Auftrag erhielt, die Wohnkolonie Leimgrübel in Seebach als Generalunternehmer zu erstellen. Die Arbeiten wurden zur allgemeinen Zufriedenheit ausgeführt, und dies bedeutete einen Durchbruch für die Idee des Generalunternehmertums, das später durch die verschiedensten Bauunternehmungen in Zürich auf breiter Basis gehandhabt wurde.

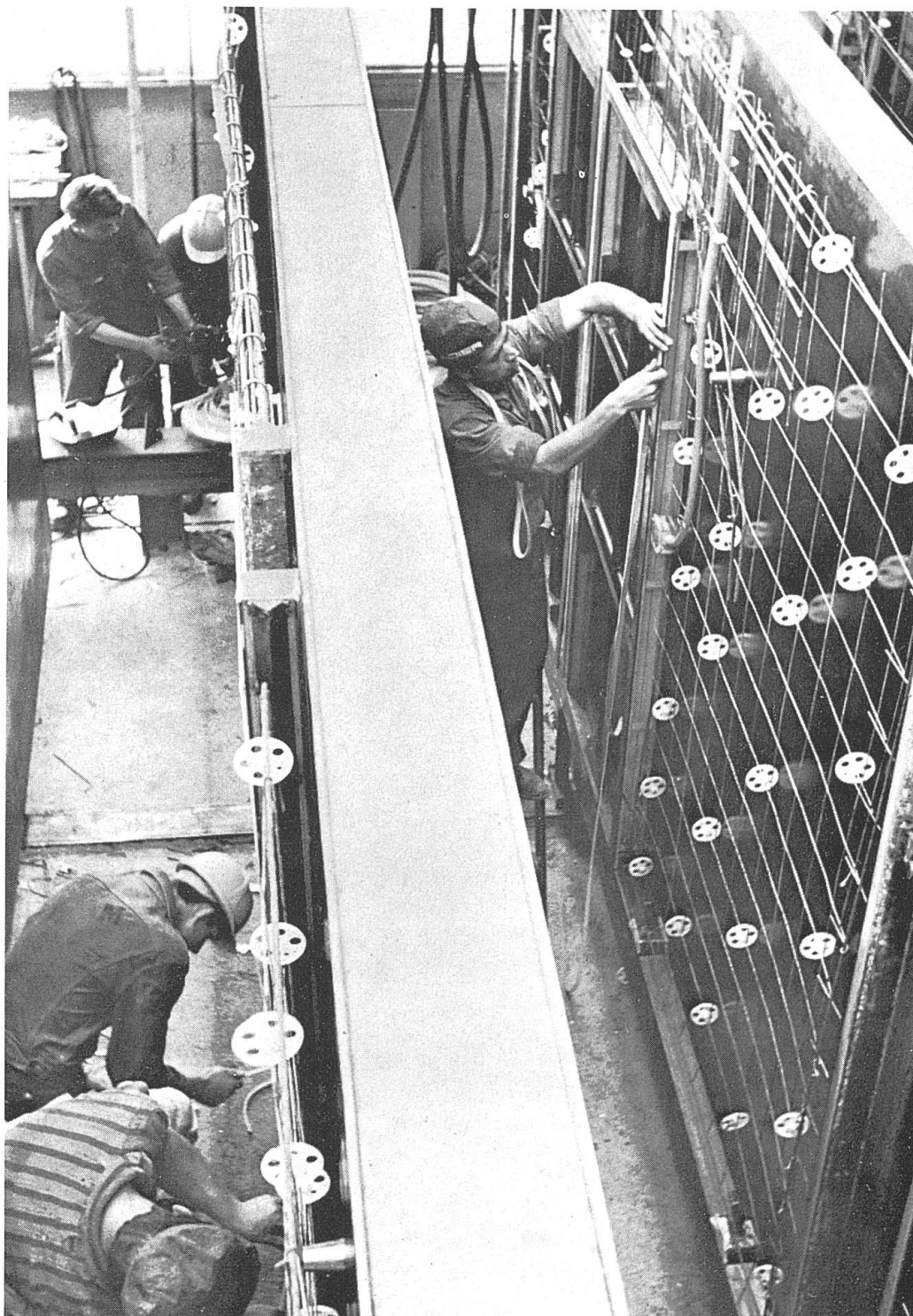
### **Elementbauweise, Vorfabrikation**

Die Idee des rationellen Bauens hatte Ernst Göhner von Anfang an begleitet. Die eigentliche Abrundung all dieser Bemühungen fand Göhner bei seinem Engagement für die Vorfabrikation. Natürlich war das nicht ein Konzept gewesen, auf das Göhner gleichsam aus dem Nichts und nur von sich aus gestossen wäre. Vielmehr hatte die Vorfabrikation in den meisten westlichen Ländern schon seit vielen Jahren Einzug gehalten. Allerdings, diese

ausländischen Systeme waren für die hohen Ansprüche des schweizerischen Baugewerbes ungenügend. Göhner ging deshalb daran, Erfahrungen aus dem Ausland in die Schweiz zu übertragen, hier zu verbessern, zu verfeinern und den höheren Ansprüchen anzupassen. So erarbeitete er sein eigenes System. Dabei darf nicht vergessen werden, dass ein enger und jahrelanger Kontakt zu Architekt Gottfried Schindler bestand, mit dem zusammen er das Elementbausystem Göhner-Schindler entwickelte. Die ersten Elementbauten nach diesem System wurden schon unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges verwirklicht. Es betraf dies Bauten in Zürich-Schwamendingen, dann auch an anderen Orten im Raum Zürich.

Was war nun das eigentlich Revolutionierende gegenüber dem bestehenden Bausystem? Zuerst einmal ganz einfach die rationellere Arbeitsweise. Was Göhner von Anfang an betrieben hatte, die kontinuierliche Produktion von Bauteilen auf einem Werkplatz, das wurde jetzt bis zur Perfektion weitergetrieben. Dies führte zum zweiten: Wenn dieses System funktionierte, so gelangte man zu kürzeren Bauzeiten bei besseren Arbeitsbedingungen für das Personal (was wiederum die Bauqualität verbesserte). Auf solche Weise konnte man drittens die Baukosten senken; die Schätzungen bewegten sich damals so um 10 bis 20 Prozent. Das erlaubte die Schaffung von Wohnraum zu bescheideneren Mietzinsen und, was in der Schweiz ein wesentlicher Gesichtspunkt wurde: Auf diese Art und Weise konnte man den Fremdarbeiterbestand reduzieren, das heisst einen Beitrag zur Entschärfung der politischen Situation leisten. Eine wichtige Rolle spielte auch, dass der ganze Bauab-

*Sämtliche Decken-, Trag- und Zwischenwände wurden in vertikalen Stahlschalungsbatterien hergestellt. Elektrische Leitungsrohre, Lampen-, Stecker- und Abzweigkästen sowie Türzargen, Aussparungen für sanitäre und Heizungsinstallationen wurden in die Elemente eingegossen*



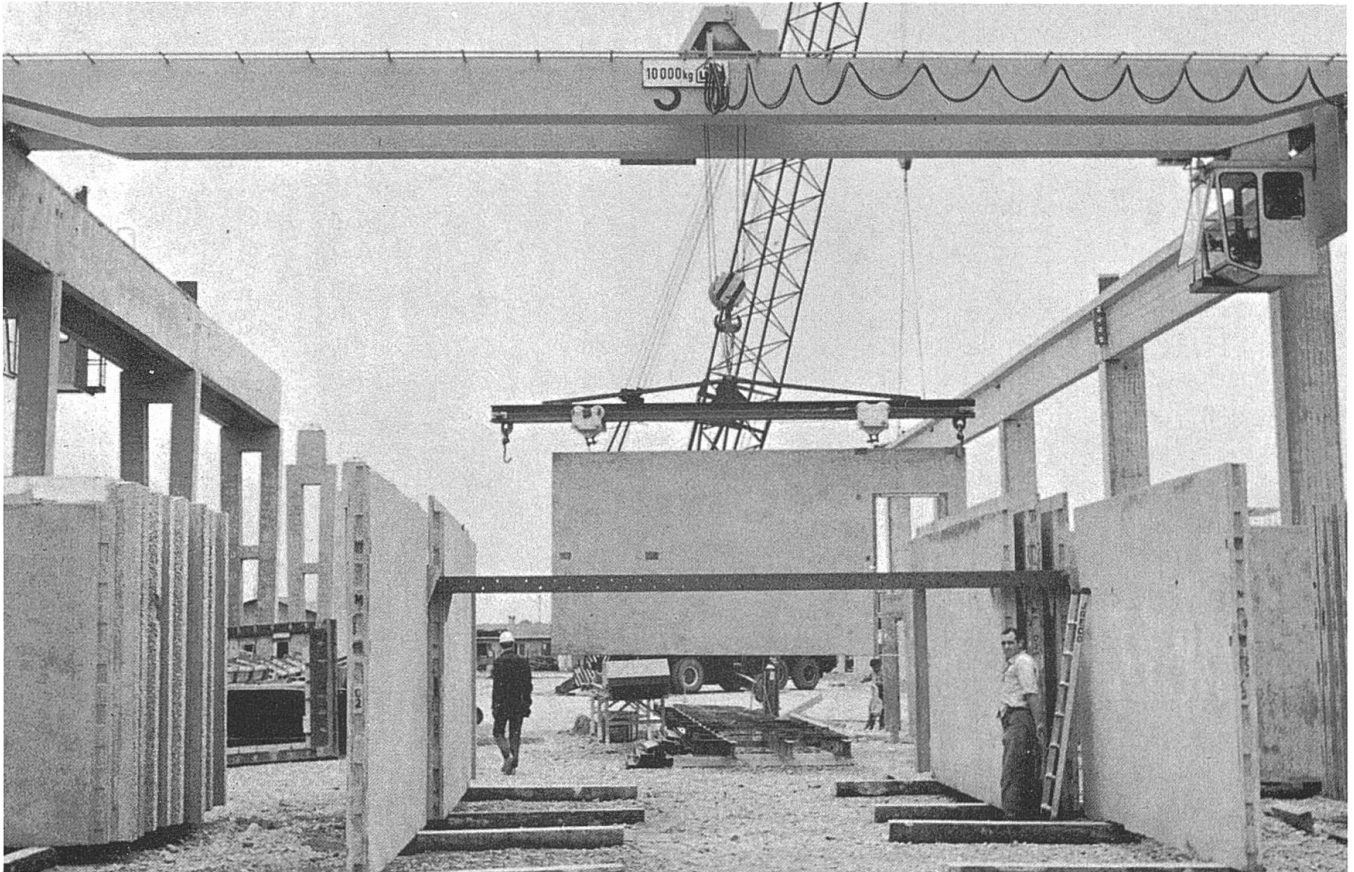
lauf in viel höherem Mass unabhängig von den Witterungsverhältnissen wurde; man konnte die Elemente nämlich bei Temperaturen bis zu minus 5 Grad zusammensetzen. Das bedeutete im Baugewerbe einen gewaltigen Fortschritt; denn in den kalten Wintern 1962/63/64 hatten die Arbeiten während Monaten eingestellt werden müssen. Wesentlich war, dass Göhner zu einer Zusammenarbeit mit der tüchtigen Baufir-

ma Losinger gelangte. Göhner beteiligte sich mit Losinger an der Firma IGECO (Industrie générale pour la construction) mit Fabrikationsstätten in Etoy (Waadt), Lyssach (Bern) und Volketswil (Zürich).

Diese positive Beurteilung darf nicht vergessen lassen, dass sich Göhner mit der Elementbauweise zum mindesten für die Schweiz auf Neuland bewegte. Schon die Herstellung der Elemente stellte grosse



*Die Fassadenelemente wurden auf horizontalen Stahltischen hergestellt. Sie bestanden aus einer äusseren Betonplatte von 7 cm und einer inneren von 10 cm Stärke sowie einer dazwischenliegenden 4 cm dicken Styropor-Isolierschicht*



*Die Elemente verblieben im Werkareal bis zu ihrem unmittelbaren Abtransport auf die Baustelle*

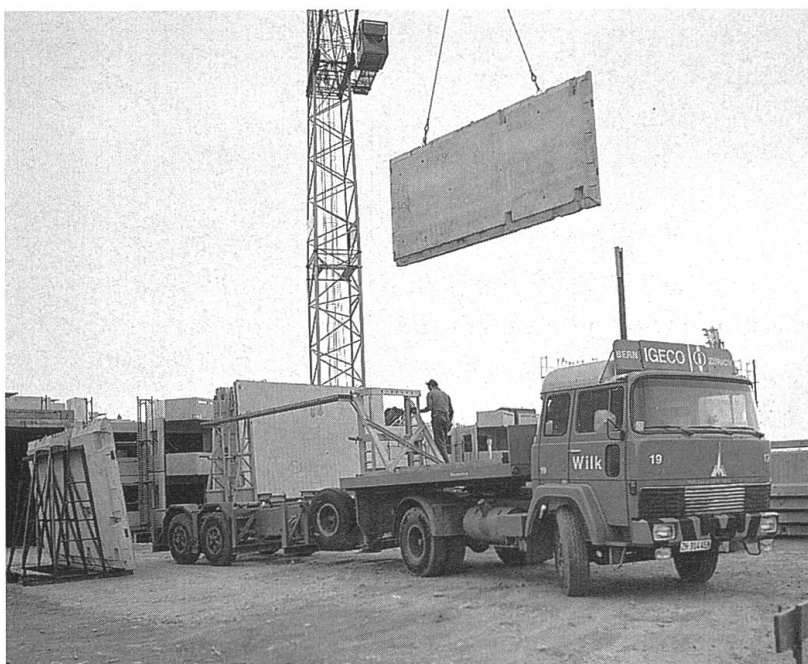
*Transport auf die Baustelle*

Anforderungen. Man musste sich dazu entschliessen, kostspielige Stahlschalungen zu verwenden, im Gegensatz zu den Holzschalungen auf dem konventionellen Bau. Dies brachte beträchtliche Kosten bei der Vorfabrikation. Doch nur so war es möglich, die nötige Massgenauigkeit zu erzielen. Erreichte man sie nicht, so gab es sofort Probleme beim Zu-

sammensetzen der Elemente. Aber Göhner entschied sich doch zu dieser Grosstafelbauweise, und das bedeutete für die Schweiz einen ganz wesentlichen Schritt.

Die Fassadenelemente wurden auf horizontalen Stahltischen fabriziert. Sie bestanden aus einer äusseren Betonplatte von 7 cm Dicke, einer inneren von 10 cm Stärke sowie einer dazwischenliegenden 4 cm starken Styropor-Isolierschicht. Die grössten Gewichte grenzten an die neun Tonnen. Die tragenden Einzelelemente waren dünner und entsprechend leichter. Die Deckenplatten wiesen eine Dicke von 16 cm auf, die Tragwände eine solche von 14 cm. Die nicht tragenden Zwischenwände waren 7 cm dick und nochmals entsprechend leichter.

Von Anfang an bestand die Absicht, solche Elemente sowohl auf der Schiene wie auf der Strasse zu transportieren, doch ergaben sich hier recht bald Probleme, und Göhner rang sich zur Einsicht durch, dass





*Auf dem Bauplatz wurden die Elemente in ein Zwischenlager eingereiht, sofern sie nicht direkt versetzt werden konnten*

man an verschiedenen Orten in der Schweiz solche Fabrikationsbetriebe für Bauelemente dezentralisiert errichten müsse, um von dort aus auf kurzen Wegen die Baustellen versorgen zu können.

Der Bauvorgang kann folgendermassen umschrieben werden: Wie im konventionellen Wohnungsbau errichtete ein Bauunternehmer an Ort und Stelle Fundamente, Wände und Decken des Kellergeschosses, und darüber wurde eine Kellerdecke gelegt. Das war dann die Basis für die Elementbauweise. Alle Elemente wurden mit Kranen an Ort und Stelle gebracht, was zur raschen Entwicklung der Kranenwälder in der Schweiz beitrug.

Entscheidender Faktor bei der ganzen Vorfabrikation war natürlich das Abdichten der Fugen. Die Fassadenfugen wurden mit einem Isolier-

zopf und je nach Art der Fuge zusätzlich mit Neopren oder elastischem Kitt abgedichtet. Zuvor schon goss man die Zwischenräume von Element zu Element mit Feinbeton aus. Das alles setzte beträchtliches handwerkliches Können voraus, und mit einem gewissen ironischen Unterton pflegte man damals zu sagen, das Wesentliche an der Elementbauweise sei die «Kunst der Fuge».

Bezeichnend für die schweizerische Mentalität war, dass Göhner immer mehr zur differenzierten Elementbauweise vorsties, weil der Schweizer eine offensichtliche Abneigung dagegen hegte, in einer «Vorfabrikation», das heisst in der gleichen Wohnung wie andere Leute, zu leben. Im weitem ging man im Sinne einer Verbilligung und rationelleren Bauweise dazu über, sogenannte Sanitärblöcke zu errichten,

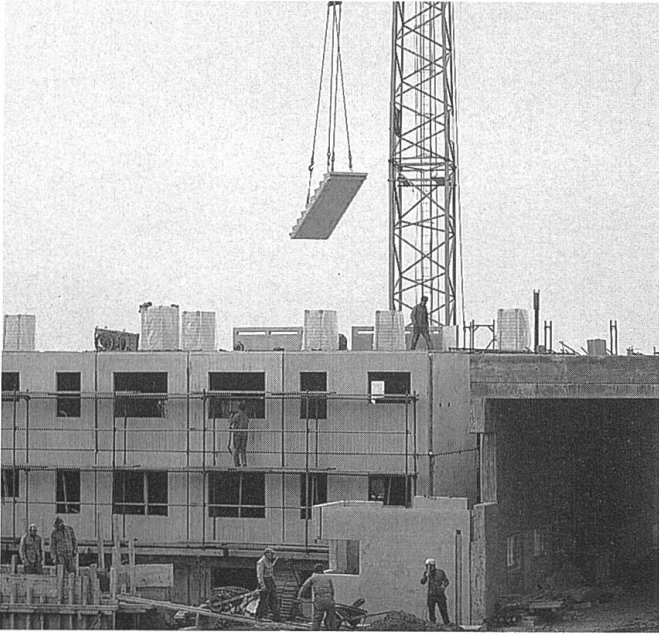
*Wie im konventionellen Wohnungsbau wurden an Ort und Stelle Fundamente, Wände und Decken des Kellergeschosses errichtet*



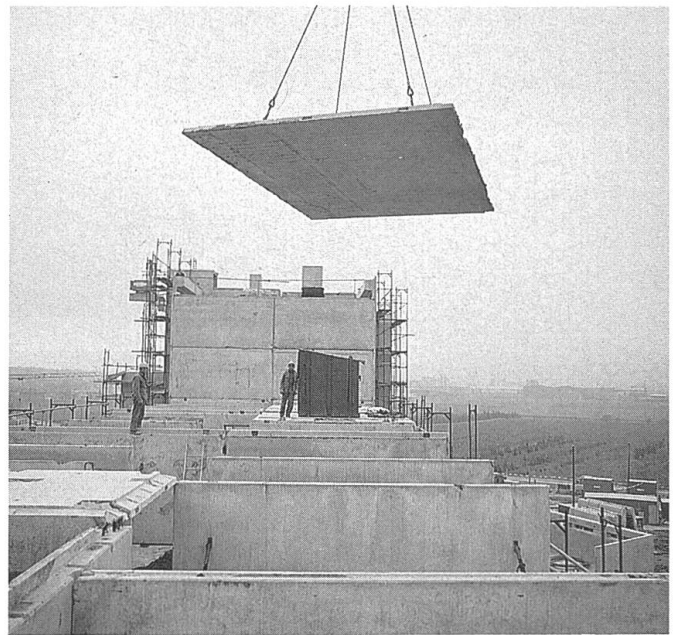
*Auf der Kellerdecke wurde die Montage vorbereitet und anschließend Element um Element montiert. Mit Stahlpriessen erfolgte die provisorische Verankerung; mit ihnen wurden auch die Elemente gerichtet*



1



2



3





1 Der Kran spielte bei der Montage der Elemente eine wichtige Rolle

2 Die Grössen der vorgefertigten Elemente waren auf die Ausmasse der herzustellenden Räume ausgerichtet. Die 16 cm starken Deckenplatten lagerten auf Tragwänden von 14 cm Dicke. Sie belasteten die Fassadenelemente nicht. Bei zusammengebauten Häusern ermöglichten die Elementanschlussstellen die Dilatation

3 Die Montage erforderte grösste Sorgfalt

4 Arbeiter beim Einbalancieren einer Deckenplatte

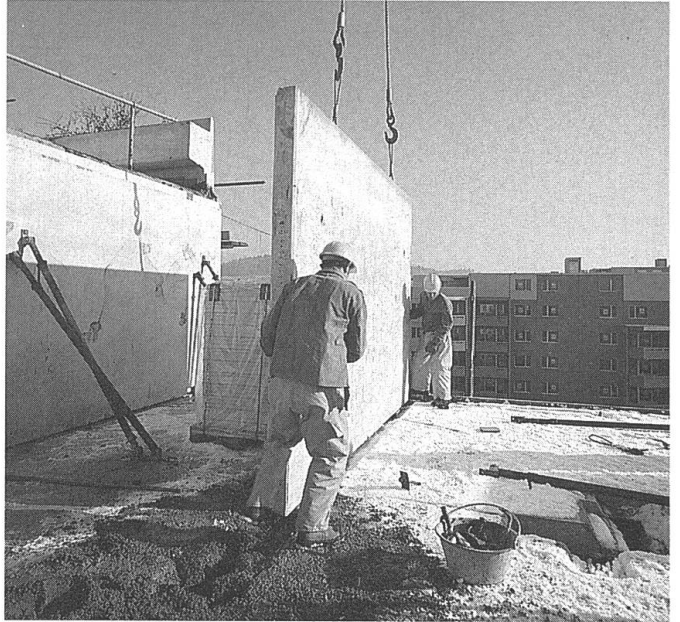
5 Mit hydraulischen Pressen wurden die Tragwände auf die richtige Höhe ausnivelliert



1



2



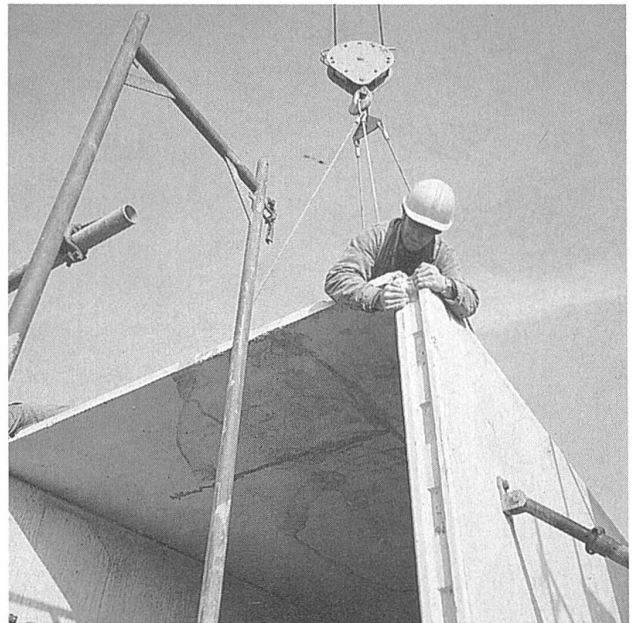
3



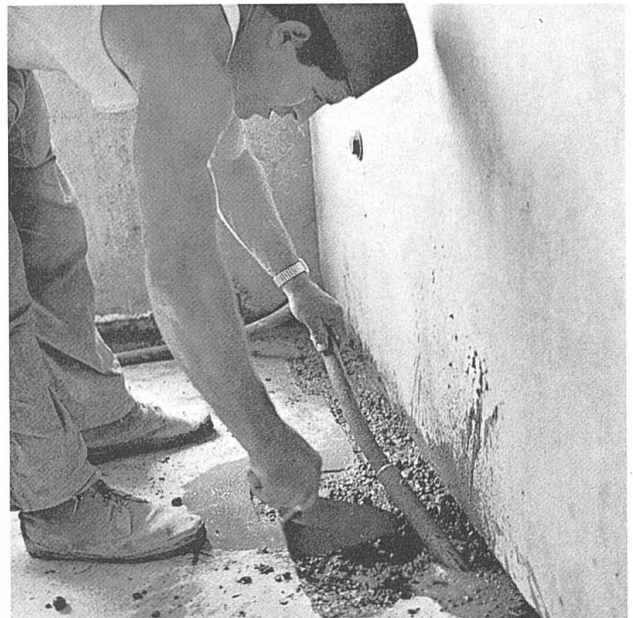
4



5

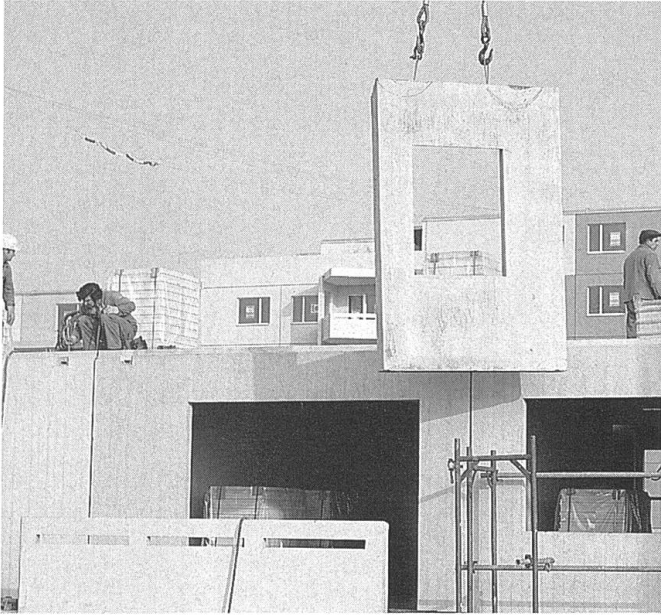


6

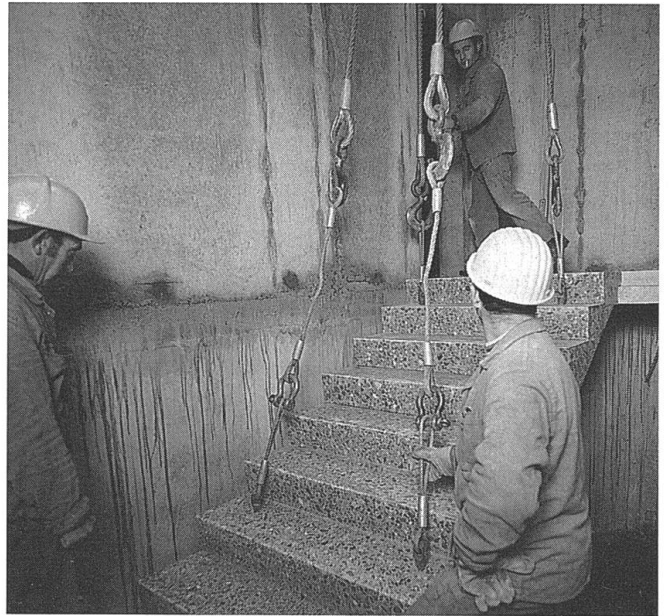


- 1 Die in die einzelnen Elemente einbetonierten Stahlplatten wurden gegenseitig verschweisst
- 2 Bei amtlichen bauakustischen Messungen erzielte die Wohnungstrennwand ein mittleres Schalldämmmass  $R' = 53 \text{ db}$  und ein Luftschallschutzmass  $LSM = 0 \text{ db}$
- 3 Die 7 cm starken Zwischenwände, ebenfalls aus Beton bestehend, wurden gleichzeitig mit den Tragwänden montiert
- 4 Grösste Aufmerksamkeit erforderte das Abdichten der Fassadenfugen mit einem Isolierzopf und, je nach Art der Fuge, die zusätzliche Abdichtung mit Neopren oder elastischem Kitt
- 5 Auch handwerkliches Geschick war nötig
- 6 Die Zwischenräume von Element zu Element wurden mit Feinbeton ausgegossen

1



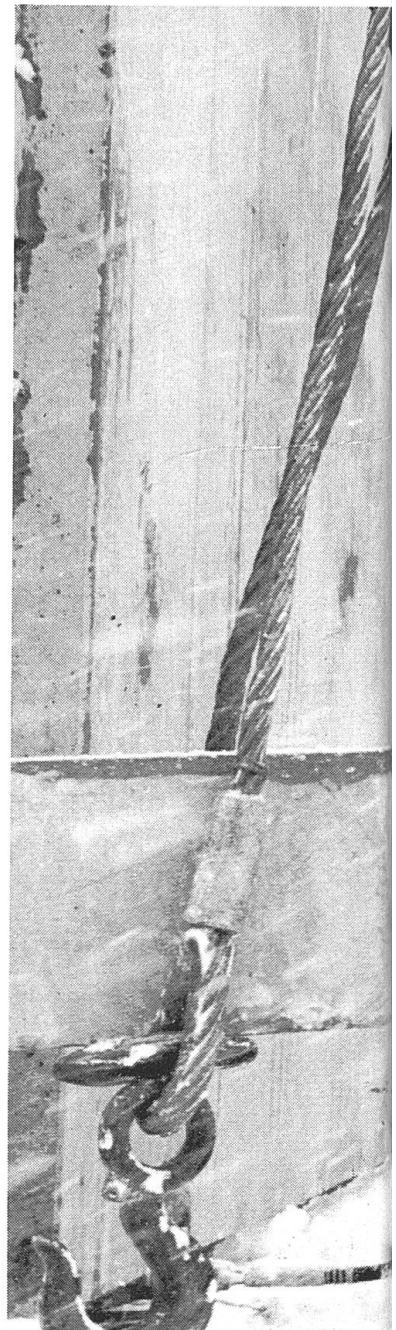
2



4



5



1 Für das Erstellen einer Vierzimmerwohnung benötigte eine Montageequipe nur einen Arbeitstag

2 Die Treppen-Podest- und -Laufelemente wurden auf Auflagerkonsolen versetzt. Die Elemente wiesen allseitig einen Abstand von 2 cm zu den Treppenhauwänden auf. Die Auflagerstellen waren mit Neopren belegt, um die Trittschallübertragung auf die Treppen-

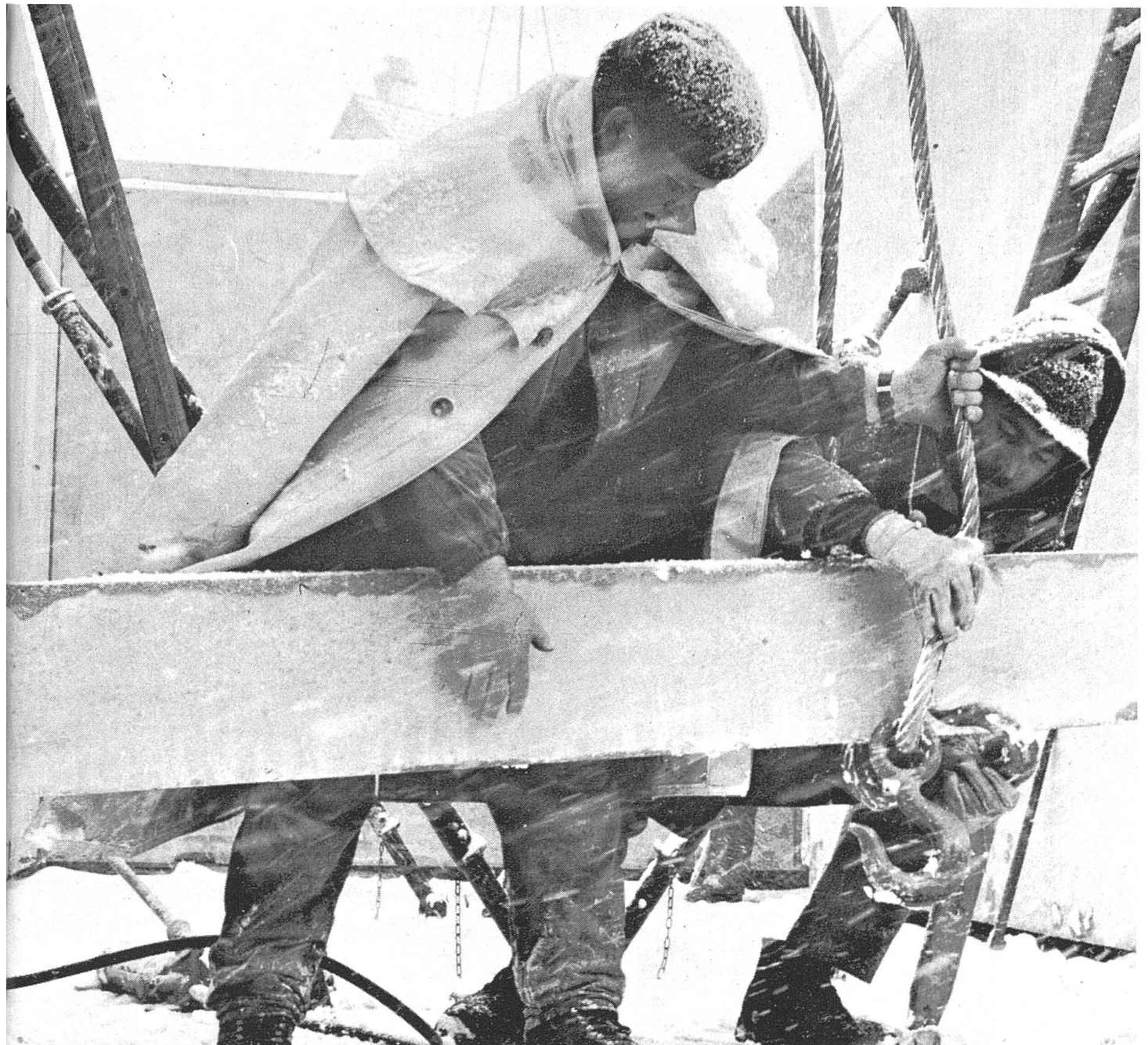
hauswände zu verhindern

3 Die Türzargen waren in den Elementen eingegossen, so dass auch die Türen, mit einem abwaschbaren Kunststoffbelag sowie mit Schlosskasten und Drückergarnituren versehen, fixfertig eingehängt werden konnten

4 Die normierten Fensterrahmen wurden bereits grundiert angeliefert. Auch Fensterbänke, Rolladenkästen und Fenstersimse konnten fertig zugeschnitten montiert werden

5 Regen, Schnee und Kälte hatten keinen grossen Einfluss auf den Montagefortschritt. Es konnte bis zu einer Temperatur von minus 5° C montiert werden

3



1



2

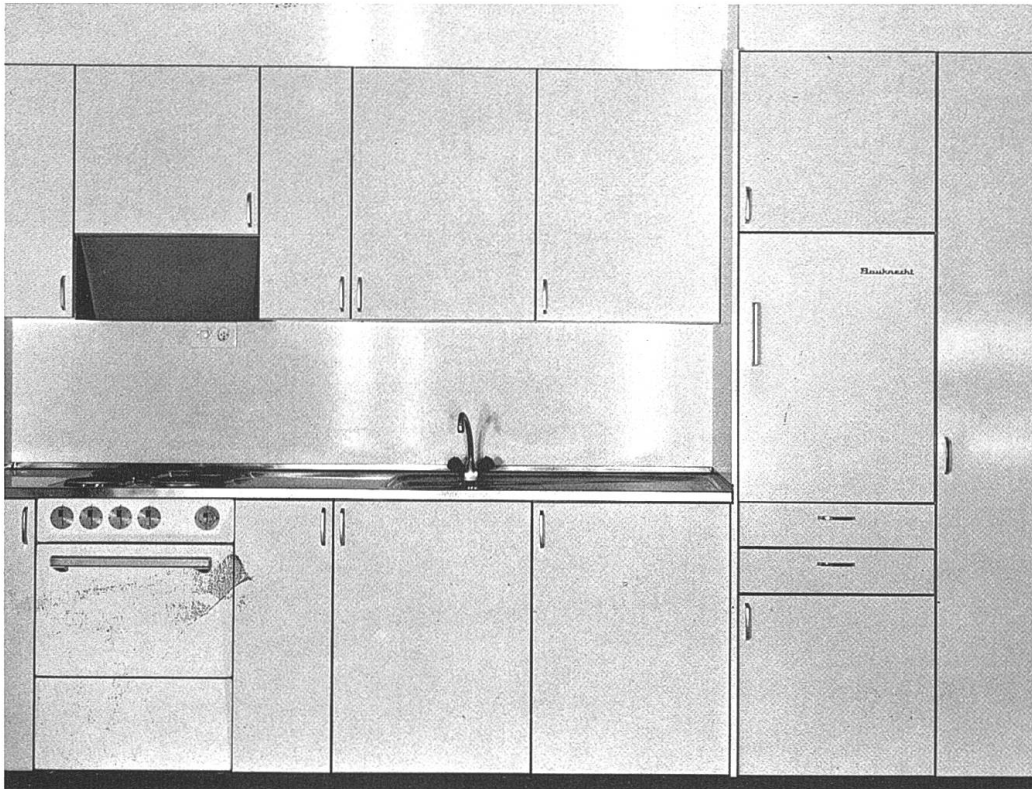




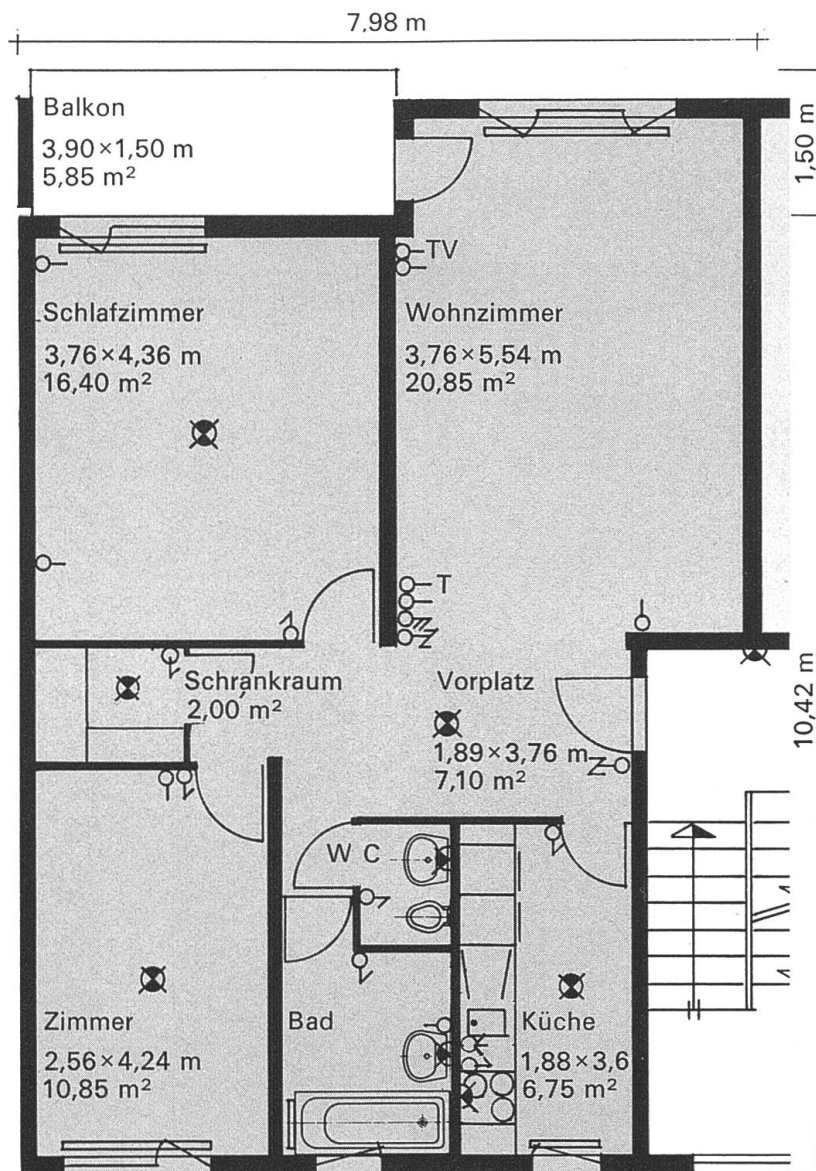
4

- 1 *Badewanne, Waschtische, Spiegelkästen, Wandklosett und Küchenkombination wurden in einem einzigen Arbeitsgang eingebaut*
- 2 *Die normierten Trep-pengeländer wurden kurz vor der Fertigstellung der Bauten thermolackiert angeliefert und montiert*
- 3 *Der Bodenverleger brachte fertig geschliffenes und versiegeltes Parkett in raumbreiten Bahnen in alle Wohn-, Schlaf- und Vorräume*
- 4 *Sämtliche Türen wurden beidseitig mit Kunststoff-Folien versehen*





Fertig eingebaute  
Küchenkombination



Grundriss einer Drei-  
zimmerwohnung mit  
eingezogenem Balkon

das heisst jene Wohnungsteile, die an Wasseranschlüsse gebunden waren, also Küche, Bad, WC usw., zusammenzufassen. Solche Wohnungsteile konnten somit in hoher Zahl nach dem genau gleichen Typ fabriziert und entsprechend verbilligt werden. Erwähnt sei, dass Göhner grossen Wert auf Schallisolation legte. So wurden die – übrigens auch vorfabrizierten – Treppen jeweils mit zwei Zentimetern Abstand von den Tragwänden installiert, damit keine Schallübertragung von den Treppenhäusern in die Wohnungen möglich war.

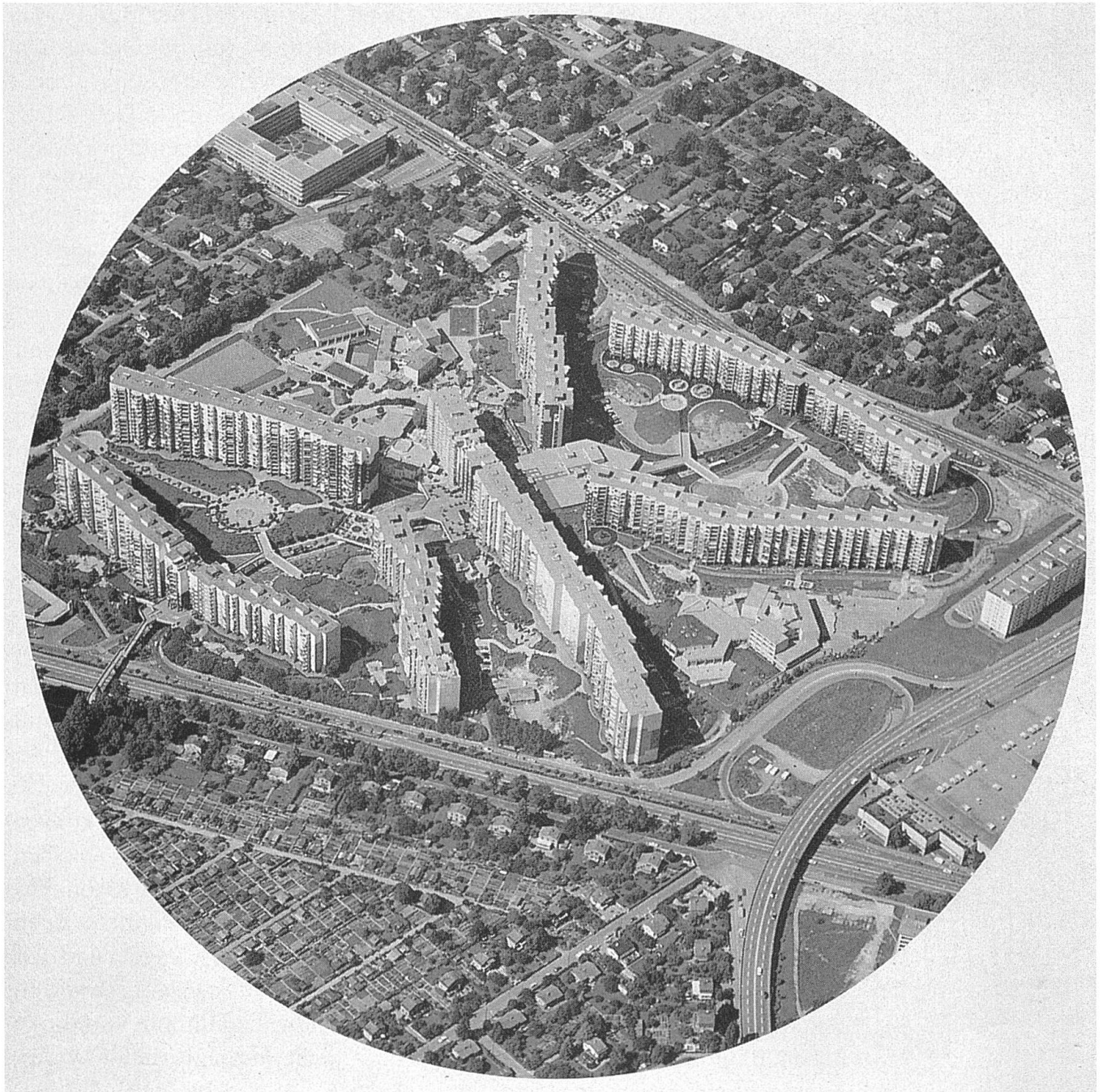
Die ausserordentlich vielen verschiedenen Wohnungstypen – Wohnungen mit eingezogenem Balkon, Wohnungen mit durchlaufenden Balkonen, Dreizimmer-, Vierzimmer-, Fünzimmerwohnungen usw. – drückten freilich wieder auf die Zahl identischer Elemente und wirkten sich im Sinne einer nur beschränkten Einsparung aus. (Die IGECO entwickelte später eine sogenannte «Modulare Masskoordination» mit immer kleineren Elementen, die man beliebig wie in einem Baukastensystem zu immer wieder neuen Bauformen zusammensetzen konnte. Schliesslich entstand auf diese Weise das «Promodul»-System – Betonbauteile für kleinstrukturierter Architektur in Mischbauweise.)

Göhners ursprüngliche Idee hatte darin bestanden, dass man Elementbauweise nur bei einer Grössenordnung von mindestens 100 bis 150 Wohnungen sinnvoll anwenden könne. In Wirklichkeit wurden dann Elemente auch bei viel kleineren Wohnungszahlen verwendet und immer wieder neu zusammengesetzt, sei es zu langgezogenen Mehrfamilienhäusern, je nachdem mit zwei, drei oder vier Geschossen, sei es zu sogenannten Punkthäusern mit ge-

ringer Grundstückbeanspruchung. Auf jeden Fall war die Göhnersche Elementbauweise gekennzeichnet durch eine ausserordentlich reiche Vielfalt. Das entsprach den Bedürfnissen des Publikums namentlich in der deutschen Schweiz, macht aber auch deutlich, dass das ganze Konzept in unserem Land schon bald an seine Grenzen stossen musste.

Göhners wagemutige Unternehmung auf diesem Sektor hat denn auch bei den Baufachleuten von Anfang an Skepsis hervorgerufen, vor allem in dem Sinne, dass man Zweifel daran hegte, ob auf diese Weise Wirtschaftlichkeit möglich wäre. So ist es interessant festzustellen, dass einer der grossen Konkurrenten Göhners, der in Zürich tätige, erfolgreiche Bauunternehmer Karl Steiner, von Anfang an auf Elementbauweise verzichtete und einen Grundsatzentscheid fällte, indem er sich dazu entschloss, bei der konventionellen Bauweise zu bleiben. Rückblickend kann man sagen, dass er dabei wohl den langfristig richtigeren Weg eingeschlagen und vorausgesehen hat, dass der schweizerischen Individualität mit Vorfabrikation nicht Genüge getan werden konnte.

Eine wesentliche Konsequenz aus Göhners Entscheid zugunsten der Elementbauweise war, dass er in noch höherem Mass bestrebt sein musste, Grossüberbauungen zu realisieren. Es bedingte dies eine noch intensivere Suche nach grossen Landflächen zu vernünftigen Preisen. Zudem mussten diese Grundstücke rechtzeitig mit Hilfe der Gemeinden in Bauland eingezont werden. Nur auf diese Weise konnten die Voraussetzungen für seine Elementbauweise geschaffen werden. Die typischen Erscheinungen bei diesen Absichten lassen sich am



deutlichsten an den Überbauungen in Volketswil, in Greifensee und in Avanchet-Parc in Genf erkennen. Gerade die Überbauung in Volketswil, die durchaus als bahnbrechend beurteilt werden kann, gab dann Anlass zu Kritik, auf die noch zurückzukommen ist.

Auf jeden Fall aber hat Göhner mit dieser Elementbauweise in der Schweiz ganz entscheidende Schritte vollzogen. Er wirkte hier bahnbrechend, auch wenn diese Versuche aus heutiger Sicht als nicht erfolgreich bewertet werden müssen. Sie

legen dennoch Zeugnis ab von der phantasievollen Unternehmerkraft, über die Göhner mehr als irgendein anderer Bauunternehmer seiner Zeit verfügte.

Als wesentlich für die Beurteilung der Elementbauweise in der Schweiz kann folgendes festgehalten werden: Sie entsprach dem damaligen Zeitgeist, der damaligen Lust am grosszügigen, wachstumsfreudigen, rationalen Bauen. Diese Zeit ist vorbei. Der architektonische Geschmack hat sich gewandelt. Heute wünscht man sich vielfach gebrochene, mit

*Göhners grosszügigstes Projekt, Avanchet-Parc in Genf, wurde erst nach seinem Tode fertiggestellt (1971–1977). Für das anspruchsvolle Unternehmen wurden die Architekten Steiger Partner AG, Zürich, W. M. Förderer, Schaffhausen, und Franz Amrhein, Genf, zugezogen*

Mit den in mehreren Etappen erstellten Grossüberbauungen in Hegnau-Volketswil setzte Göhner in der Schweiz neue Dimensionen im Wohnungsbau auf der Basis der Vorfabrikation (Bild: Überbauung Sunnebüel, Hegnau-Volketswil). Die Grösse der Unternehmung verschaffte der Siedlung den Namen «Göhnerswil»

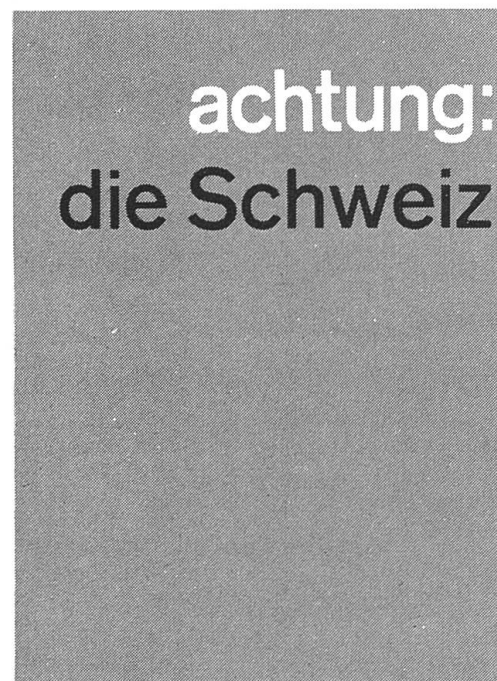


möglichst individuellen Erkern und Balkonen bestückte Fassaden, die eine Dorfatmosphäre oder doch wenigstens die Erinnerung an eine kleinstädtische, heimelige Behausung wecken. Dafür ist die Elementbauweise völlig ungeeignet. Das heisst aber keineswegs, der Geschmack könne sich nicht wieder einmal ändern. Dann wird man Göhners schöne, grosse Normkataloge wieder hervornehmen und mit Interesse darin blättern. Zudem: im Ausland hat die Elementbauweise nach wie vor grosse Bedeutung.

Will man Ernst Göhners Engagement auf dem Gebiet der Vorfabrikation und – was eine Voraussetzung dafür bildete – in der Planung von Grossüberbauungen abschliessend werten, so bedarf dies eines Rückblickes auf die damalige Zeit. Die fünfziger und sechziger Jahre waren in der Schweiz, wie fast überall in der westlichen Welt, durch eine stürmische Wachstumsfreude gekennzeichnet. Aus der Enge der Krise und Kriegsjahre kommend, gab man sich gerne optimistischen Zukunftsvisionen hin.

1954 war von Max Frisch, zusammen mit Lucius Burckhardt und Markus Kutter, die Broschüre «ach-

achtung: die Schweiz» erschienen. In diesem Werk, das grosses Aufsehen erregte und viel Sympathie fand, wurde eine Idee, die damals von verschiedener Seite erwogen worden war, nämlich der Bau einer neuen Stadt in der Schweiz, als gemeinsame Leistung des ganzen Landes vorgeschlagen. Zahlreiche Planer entwarfen darauf Projekte für «neue Städte», wobei man sich vor allem



1954 veröffentlichte Max Frisch zusammen mit L. Burckhardt und M. Kutter die Schrift «achtung: die Schweiz». Sie bringt auch für den heutigen Leser die damalige Freude am grosszügigen baulichen Gestalten gut zum Ausdruck

von den englischen «New Towns», aber auch von skandinavischen Beispielen beeindruckt liess. Hinter der Idee einer «neuen Stadt» stand gerade bei Max Frisch auch das bekannte «Unbehagen im Kleinstaat» – das Bemühen, die Schweiz aus ihrem allzu gleichmässigen Alltag herauszureissen.

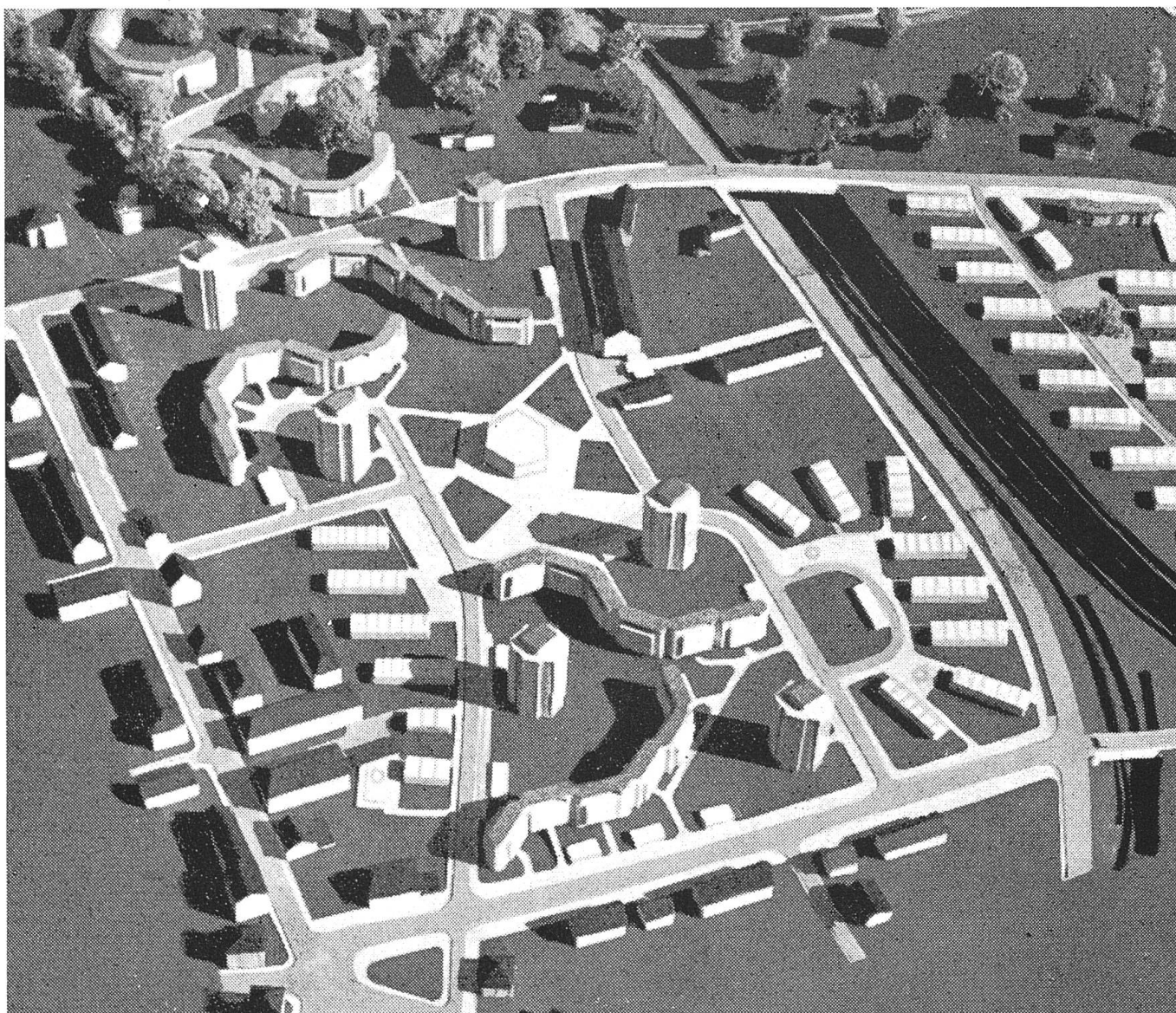
Man muss wohl auch daran erinnern, dass bald darauf hoch renommierte Fachleute von einer Schweiz, die in absehbarer Zeit eine Wohnbevölkerung von zehn Millionen haben könnte, zu sprechen begannen.

Zwar war man sich bewusst, dass sowohl in England wie in Skandinavien andere bodenrechtliche Verhältnisse herrschten. Aber man woll-

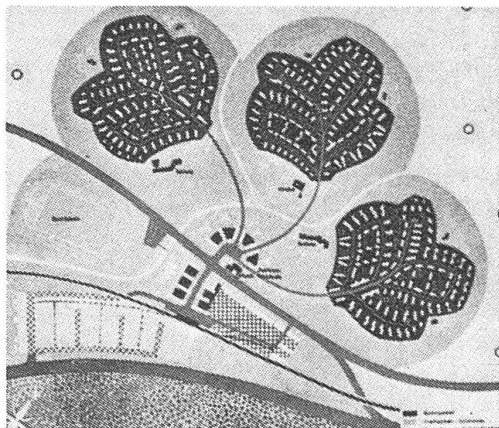
te den Traum einer neuen, möglichst selbständigen Stadt nicht so leicht aufgeben.

Der Verfasser dieser Zeilen, der damalige Bauvorstand der Stadt Zürich, liess sich stark von der Idee der neuen Stadt beeinflussen. Er pflegte damals ungefähr ebenso häufig persönlichen Kontakt mit Max Frisch wie mit Ernst Göhner. In der Folge betrieb die Stadt Zürich eine aktive Landerwerbspolitik ausserhalb ihrer Gemeindegrenzen mit dem erklärten Ziel, auf diese Weise den grosszügigen Bau von preiswerten Wohnungen zu realisieren. Dies wiederum gab Anlass zur Gründung der Regionalplanung Zürich und Umgebung (RZU) 1957/58. Erster Präsi-

*1951 veröffentlichte O. H. Senn das Projekt für eine Überbauung des Gellertareals in Basel. Er gab damit die Richtung an, in der sich Göhners kommende Grossüberbauungen bewegen sollten (aus Petra Hagen «Städtebau im Kreuzverhör», erschienen im LIT Verlag, Baden)*



Entwurf des damaligen Zürcher Stadtbaumeisters A. H. Steiner aus dem Jahre 1953. Die Schweiz jener Jahre war stark beeinflusst von den englischen New Towns und den skandinavischen Satellitenstädten. Die Idee einer «neuen Stadt» begeisterte die Schweizer Architekten und Städteplaner



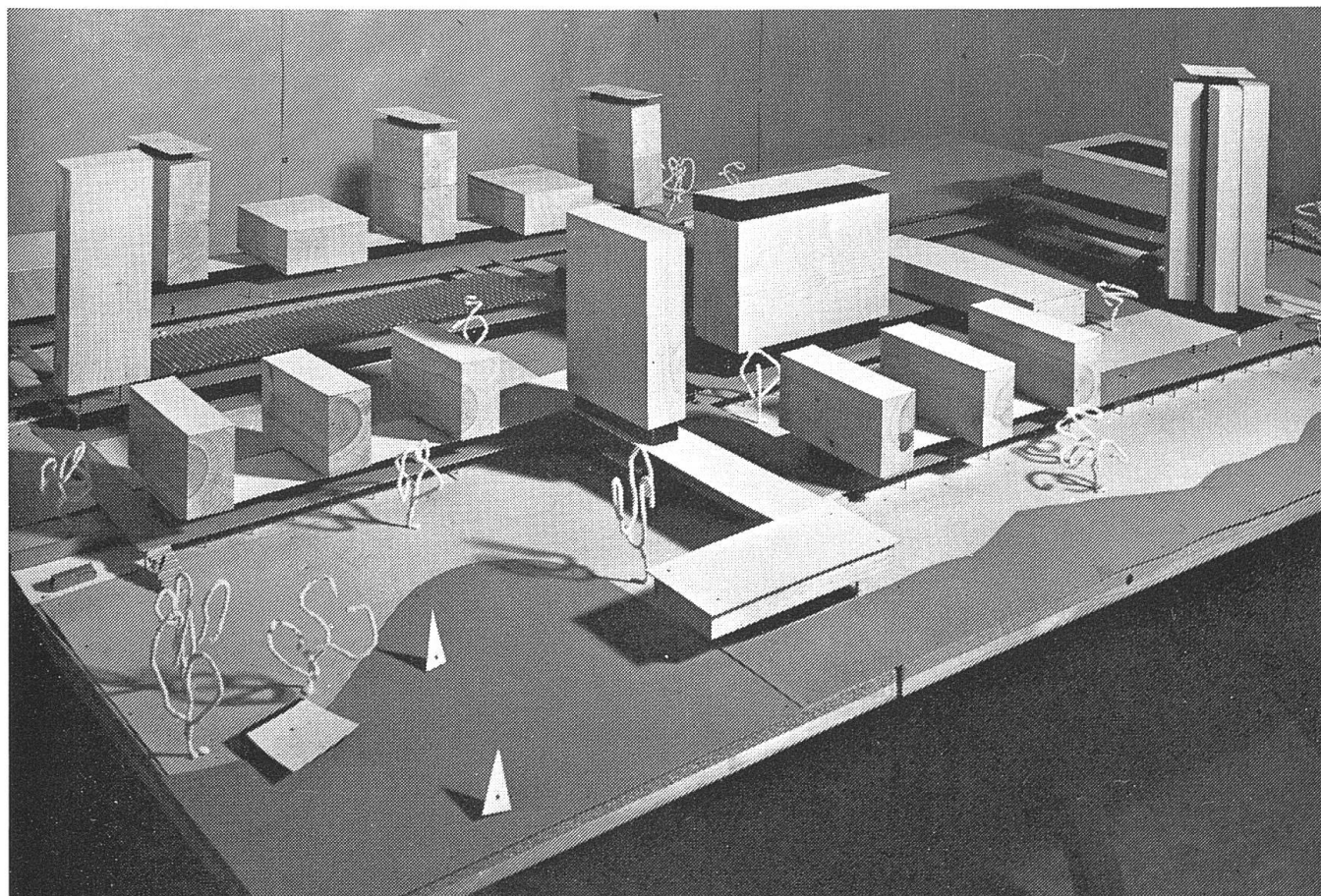
dent der RZU war der ehemalige sozialdemokratische Stadtpräsident von Zürich, Emil Klöti.

Diese Hinweise sollen darlegen, in welchem hohem Mass die «neue Stadt» Ausdruck einer allgemeinen Wachstumsfreude war. Göhner lebte in diesem Zeitgeist. Es war höchst anregend, mit ihm durch den Kanton Zürich zu fahren und Ausschau nach geeigneten Orten für die «neue Stadt» zu halten. Allerdings liess sich Ernst Göhner für des Verfassers noch weiterreichende Idee einer Voralpenstadt (um den Landver-

schleiss im Mittelland zu stoppen) nicht begeistern. Das schien ihm finanziell denn doch zu riskant.

Aus heutiger Sicht, das heisst aus einer Epoche der Wachstumsangst, der Rückwendung zum Kleinen und Harmlosen, sind das alles längst vergangene Träume. Es ist auch bemerkenswert, dass Max Frisch selber den wachstumsfreudigen Aspekt der «neuen Stadt» später zugunsten der sozialkritischen Aspekte (zum Beispiel neues Bodenrecht) herabminderte. (Interessant dargestellt ist diese spätere, das heisst heutige Sicht in: Petra Hagen, Städtebau im Kreuzverhör, Max Frisch zum Städtebau der fünfziger Jahre, Baden 1986.) Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass Göhner damals, wie viele andere, von der Idee neuer städtebaulicher Ziele fasziniert war. Im Gegensatz zu den meisten seiner Zeitgenossen verharrete er jedoch nicht in der theoretischen Planung, sondern sah sich als Verwirklicher.

Modell einer Etagencity von Max Frisch (1956), aus Petra Hagen «Städtebau im Kreuzverhör», S. 68, erschienen im LIT Verlag, Baden



Die konkreten Projekte wie Volketswil, Greifensee usw. wurden zu jenen Formen «neuer Städte», wie sie in den bestehenden politischen und bodenrechtlichen Verhältnissen der Schweiz möglich waren.

Göhner handelte im Sinne des Zeitgeistes. Technisch gesehen, war die Vorfabrikation jene Baumetho-

de, die den damaligen Wunschvorstellungen für die rasche Erstellung von «neuen Städten» am besten entsprach. Insofern war es deshalb auch sinnvoll, dass Ernst Göhner von der Landesregierung eingeladen wurde, das Amt eines Delegierten für Wohnungsbau zu übernehmen.